basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Zur Geschichte des Basler Täubchens

Autor(en): Fritz Grieder

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1949

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/8d605b41-7a2a-4812-9244-07914be8ac7f

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Zur Geschichte des Basler Täubchens

Von Fritz Grieder

Vor hundert Jahren wenig geschätzte Papierfetzchen — heute allgemein beachtete, viel begehrte Visitenkarten von Völkern und Ländern: so läßt sich die Entwicklung der Briefmarken seit ihrer Entstehung kennzeichnen. Spiegeln die Markenbilder in ihrer Vielfalt nicht leuchtende Vergangenheit und bewegte Gegenwart im Leben der Nationen wider? Sind sie nicht Dokumente humanitärer Werke sowie kultureller und technischer Errungenschaften? Selbst die Entstehungsgeschichte der einzelnen Briefmarken bietet oft interessante Einblicke in wirtschaftliche und politische Probleme, daneben aber auch in die Welt der Technik. Nichts könnte diese Tatsachen besser erhärten als unser ruhmvolles Basler Täubchen, das den Namen unserer Stadt über weite Distanzen in fremde Länder und Kontinente getragen hat. Tausende, ja Millionen Menschen in der ganzen Welt stehen immer wieder im bezaubernden Bann dieser bunten Papierchen. Sie werden nicht bloß Briefmarkensammler, sondern, aus diesem engern Gesichtskreis heraustretend, Heraldiker, Historiker, vielleicht sagar Botaniker und Geographen.

Es ist erstaunlich und bezeichnend zugleich, wie wenig Beachtung die Bürgerschaft Basels, einer stark kaufmännisch orientierten Kleinstadt mit konservativem Einschlag, der Schaffung der ersten Briefmarke schenkte, wie ahnungslos sie im Hinblick auf die spätere Bedeutung der Brieffrankatur war. So wenig Wellen warf dieses Ereignis, daß es heute schwer fällt, abgesehen von den offiziellen Akten, irgendwelche private oder öffentliche Aeußerungen der Bürger dazu nachzuweisen. Dies überrascht um so mehr, als mit der Einführung der Briefmarken der wichtigste Wendepunkt in der Postgeschichte unseres Landes erreicht wurde.

Fürs erste liegt die Frage nahe, warum die Posten aller Länder bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts ganz ohne

Briefmarken auskommen konnten. Der Grund liegt darin, daß seit altersher überall der Empfänger und nur ganz ausnahmsweise der Absender das Porto beglich. Die Post ließ sich also für ihre Dienste nicht zum voraus bezahlen wie heute, sondern betrachtete den ihr übergebenen Brief sozusagen als Pfand gegenüber dem Absender, das dann vom Empfänger einzulösen war. Darin kommt — nebenbei gesagt — wohl auch die damals hohe Wertschätzung eines Briefes als schriftlicher Botschaft zum Ausdruck. Wenn England im Jahre 1840 durch seinen Generalpostmeister Sir Roland Hill die Briefmarke als Neuerung einführte, so geschah dies in Anbetracht der unerwartet raschen Verkehrszunahme, also aus reinen Nützlichkeitsgründen. Frankatur der Briefe bedeutete Arbeitsersparnis für die Post. Zürich und Genf folgten 1843 als erste Schweizer Stände dem englischen Beispiel (Zürich 4, Zürich 6, Doppel-Genf). Der ungeahnte Aufschwung des Postverkehrs, zu einem Teil durch die staatliche Förderung des Volksschulunterrichts bedingt, verlangte auch hier eine Anpassung der Betriebsformen an die neuzeitlichen Bedingungen. Solchen Ueberlegungen verdankt das Basler Täubchen seine Entstehung vielleicht auch; doch vermitteln uns die Akten in diesem Punkt kein klares Bild. Vermuten läßt sich nur, daß die Postbehörden über die Erfolgsaussichten dieser neuen Einrichtung geteilter Meinung waren. Wenn nicht eben in der ersten Hälfte der vierziger Jahre ein eigentlicher Ausbau der Stadtpost ins Auge gefaßt und nach langem Hin und Her endlich beschlossen worden wäre, hätte man es vielleicht noch nicht gewagt, das Basler Täubchen flattern zu lassen. Vor allem in der Diskussion um die Vermehrung und Verbesserung der öffentlichen Postbriefkästen tauchte das Briefmarkenprojekt auf, und so blieben denn diese beiden Gegenstände im weiteren Verlauf eng miteinander verquickt.

Seit 1839 kannte Basel die Einrichtung von Briefkästen als sog. Quartier-Briefladen, die zunächst nur die Briefe für den Stadt-Rayon aufnehmen sollten. Doch schien sich das Publikum damit nicht recht befreunden zu können, vermutlich weil das nötige Vertrauen zu diesen etwas wackligen Holzkästchen

fehlte. Klagen über Entwendung von Briefen aus diesen Kästchen können dies belegen. Jedenfalls blieb die Frequenz weit hinter den Erwartungen zurück, wurden doch in diese acht Kästchen beispielsweise zu Beginn des Jahres 1844 täglich im ganzen bloß 24—55 Briefe eingeworfen. (Heute enthalten die 244 Nebenbriefkästen unseres Stadtgebietes täglich durchschnittlich 45 000—60 000 Briefe und Karten!) Eine weitere Ursache jenes Mißerfolges lag wohl auch darin, daß die Geschäftshäuser, wie es damals Sitte war, ihre lokale Korrespondenz jeweils durch ihren Ausläufer dem Adressaten, selbstverständlich kostenlos, überbringen ließen; die Benützung des Postbriefkastens hätte damals, also vor der Einführung der Briefmarke, für alle diese Stadtbriefe notwendigerweise die Ueberwälzung des Portos auf den Empfänger zur Folge gehabt, eine Neuerung, zu der sich im Interesse guter Geschäftsbeziehungen kein Handelshaus bekennen wollte.

Wie ließe sich die Frequenz der Post innerhalb des Stadtbezirks fördern? Diese Frage stand am 21. Januar 1843 an der Sitzung der Basler Postkommission, der eigentlichen staatlichen Aufsichtsbehörde, zur Diskussion. Hier tauchte das Projekt der Frankomarken zum erstenmal auf. Wer es vorlegte, ob der welterfahrene Postdirektor Bernoulli [1] oder J. J. Speiser, der überlegene Wirtschaftsfachmann, bleibt im Dunkel. Da die Kommission jedoch zu keinem Schluß kommen konnte, wies sie den ganzen Fragenkomplex an einen besondern Ausschuß zum eingehenden Studium. Dessen Bericht, unterzeichnet von J. J. Speiser und Ehinger von Speyr, lag bereits am folgenden 1. Februar vor und vertrat die Meinung, die Benützung der städtischen Briefkästen könnte durch die Einführung des englischen Frankomarken-Systems gefördert werden. Die Frankozettelchen (Briefmarken) sollten nur blockweise zur Taxe von 2½ Rappen das Stück verkauft werden. Wenn auch im Bericht davon nicht die Rede ist, so hoffte die Post doch mit der Einführung von Freimarken noch ein

[1] Johann Bernoulli-Dick (1784—1869), 1829—49 zunächst kantonaler Postmeister, dann Postdirektor, 1849—53 erster Direktor des V. eidg. Postkreises.

zweites Ziel zu erreichen: nämlich eine wesentliche Vereinfachung des Betriebes im Distributionsbüro und eine Arbeitserleichterung für die Briefträger, die inskünftig nur noch Briefe zu verteilen, nicht auch noch deren Portobeträge einzukassieren gehabt hätten.

Schon nahm die geplante Briefmarke Gestalt an. Der Bericht der Studienkommission spricht von einem Markenbild, in dessen Mitte ein Baselstab, oben die Bezeichnung Stadt-Post und unten die Wertangabe 2½ Rappen geprägt werden sollten. Gleichzeitig wurde die Anbringung neuer, mehr Sicherheit bietender Briefkästen vorgeschlagen. Doch nun wurde es auf einmal merkwürdig still um die Neuordnung der Stadt-Post. Die zunehmende innerpolitische Spannung zwischen den Radikalen und den Konservativen beanspruchte mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Bürger. Wenigstens fand die Postkommission erst in ihrer letzten Sitzung des Jahres 1843 Zeit, den erwähnten Bericht zu behandeln und mit zustimmenden Anträgen versehen an den Kleinen Rat weiterzuleiten.

Nun hatte man es plötzlich wieder recht eilig, beschloß doch die Regierung bereits am 10. Januar 1844 ohne lange Diskussion alle jene postalischen Neuerungen, die unter der Bezeichnung Neuorganisation der Stadt-Post zusammengefaßt werden können. Den Vorschlägen der Postkommission gemäß umfaßte diese folgende Punkte: 1. Einführung einer Frankomarke mit Wert 2½ Rp. für die Post innerhalb des Kantons. (Damit verbunden war eine Reduktion der Taxen für frankierte Briefe innerhalb des engern Stadtgebietes von 5 auf 2½ Rp.) 2. Einrichtung neuer, soliderer Briefkästen und Erhöhung ihrer Zahl. 3. Vermehrung der Briefträgerzahl von drei auf vier, damit die Briefkästen in Zukunft statt zweimal, täglich dreimal geleert werden konnten.

Was uns heute als unbedeutende Aenderung im Postdienst erscheinen mag, wurde damals als tiefgreifende Umstellung einer alteingelebten, höchst konservativen Einrichtung gewertet, und doch schenkte die Oeffentlichkeit, durch die Ereignisse auf der politischen Bühne in Bann gehalten, dieser Neu-

Türe des Berri-Briefkastens (1845) mit Basler Täubchen

(Aufschrift und Zeitschalter erst später angebracht)

Original im Schweiz. Postmuseum in Bern

ordnung keine besondere Beachtung. Wir gehen nicht fehl, wenn wir als treibende Kraft den initiativen, geschäftstüchtigen Postdirektor Bernoulli betrachten. Als weltoffener, weitblickender Mann suchte er, gegen allerlei Widerstände kämpfend, den Betrieb des städtischen Postwesens den erhöhten Anforderungen von Handel und Verkehr anzugleichen. Carl Albrecht Bernoulli bemerkt in seinem Lebensabriß über ihn: «Mein väterlicher Großvater, der baselstädtische Postmeister, unter dem die Basler-Tauben ausgegeben wurden, war ein feinsinniger, vor seinen lebhafteren Bernoullischen Brüdern etwas zurücktretender Mann, von dem ich zwei anmutige, romantische Jugenddramen aus dem Jahre 1803 vorgefunden habe.»

In die Tat umzusetzen, was erst auf dem Papier stand, dies war nun die Aufgabe eines vom Kleinen Rat eingesetzten Ausschusses, bestehend aus den Herren Bischoff, Ehinger und Bernoulli. Daß diese keinen geringeren als den Architekten Melchior Berri, den Erbauer des Stadtcasinos und des Museums an der Augustinergasse, mit dem Entwurf neuer Briefkästen und der Frankomarken beauftragten, spricht für ihr ästhetisches Feingefühl. Offenbar ließen sie dabei dem Künstler weitgehend freie Hand. Bereits am 18. März 1844 lag Berris Planzeichnung für die neuen gußeisernen Briefkästen vor. Sie sollte dann auch für das Briefmarkenbild grundlegend sein. Für den armen, um seinen guten Ruf besorgten Berri kamen schwere Zeiten, als er mit obrigkeitlicher Erlaubnis die Ausführung der neuen Briefkästen der kgl.-bayrischen Erzgießerei Müller in München anvertraute. So trefflich an sich die Wahl dieses weit herum bekannten Unternehmens war, so mußte Berri sie mit einer peinlich langen Wartezeit bezahlen, die gekennzeichnet ist durch einen fortgesetzten, recht ungemütlichen Briefwechsel zwischen dem Künstler und dem Gießereidirektor. Von den Postbehörden immer wieder zur Eile gemahnt, von München aus ständig auf einen späteren Liefertermin vertröstet, stand Berri zwischen zwei Feuern. Wie freute er sich, als endlich am 27. Januar 1845 — rund dreiviertel Jahre nach der Bestellung

— die zwölf nagelneuen Briefkästen aus München eintrafen! Davon zeugt der überschwängliche, auch menschlich rührende Dankesbrief, den er in der ersten Begeisterung über das wohlgelungene Werk an den Direktor der Gießerei aufsetzte [2]:

«Ew. Hochwohlgeboren,

trefflichen Arbeiten, die in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig lassen, habe ich im besten Zustande ohne die mindeste Verletzung letzten Montag erhalten. Namentlich ist das bronzene Postkästchen ein herrliches Kunstwerk gleich den schönsten antiken Bronzen in Neapels Museum. Auch die Eisengüsse sind trefflich — die ganze Arbeit, obschon ich keine kleine Erwartung davon hatte, hat dieselbe übertroffen. Die Liebe und die Sorgfalt, die sie in die Ausführung setzten, beschämt mich ganz; denn niemals werde ich im Falle seyn, sie Ihnen gehörig zu verdanken. Stolz bin ich darauf, daß ein Mann wie Sie meiner schwachen Erfindung so vollkommenes Leben gab.

Nun ersuche ich Sie höflichst, mir mit gefälliger Beförderung die Rechnung über meine Schuld an die königliche Erzgießerey zuzustellen, damit dieselbe sofort abgesandt werden kann.

Genehmigen Sie, hochgeachteter Herr, daß ich Ihnen am Schlusse dieses sagen darf, daß Sie meine ganze Liebe und Hochachtung durch die treffliche Arbeit und die mit unserer Ungeduld gehabte Nachsicht gewonnen haben und daß es mich unendlich freuen soll, wenn sich der Anlaß wieder ereignet, mit Ihnen in Geschäftsverbindung zu treten, die nun einen freundschaftlichen Boden gewonnen haben. Genehmigen Sie usw. MB»

Wie präsentierten sich diese vielgelobten Briefkästen [3]?

---

[2] Datum 30. Jan. 1845; Satzzeichen ergänzt.

[3] Standort der Briefkästen: St. Johannvorstadt Haus Nr. 70, Spalenvorstadt Kornhaus, Ecke Steinenvorstadt—Kohlenberg Haus Nr. 760, Aeschenvorstadt Haus zum Drachen Nr. 949, St. Albanvorstadt Haus zum Schöneck Nr. 1320, Obere Freie Straße—Spitalsprungeck Haus Nr. 1419, Posthaus Storchengasse, Rheingasse Haus Nr. 19, Rebgasse Haus Nr. 122, Webergasse Haus Nr. 278.

Leider vermitteln uns die beiden letzten, noch heute im Betrieb stehenden am Spalentor und am Haus St. Albanvorstadt 49 nur ein mangelhaftes Bild, weil ihr Aeußeres inzwischen in verschiedener Hinsicht modernisiert worden ist. Gleich geblieben ist die für einen Briefkasten überdimensionierte Hohlform (57,5 : 117,5 cm), die wohl eher einem architektonischen Bedürfnis, als einer praktischen Notwendigkeit entsprach; ebenso das schmückende Ornamentenband um den eigentlichen Briefkasten und die von Zierat umgebenen Baselstäbe über der Zeittafel. Wo heute die nüchterne, grüne Fläche des Briefkastentürchens prangt, trat damals eine große Brieftaube plastisch hervor, das Urbild des Basler Täubchens. Um eine tiefer liegende Einwurföffnung zu erhalten, wurde bei der Umgestaltung das rechteckige Ornamentenband auf der oberen Schmalseite 30 cm breit herausgesägt; auch die Zeittafel mit der Inschrift Stadtpost und der Angabe der Leerungszeiten verlor ihren Sinn, als das Geschriebene durch das Wappenzeichen der eidg. Post ersetzt wurde. Was Berri vom architektonischen Gesichtspunkt aus als kleines klassizistisches Kunstwerk geplant und geschaffen, mußte zu Beginn des 20. Jahrhunderts nüchternen Erwägungen der Nützlichkeit weichen. Das Basler Kirschgartenmuseum und das Schweiz. Postmuseum in Bern bergen heute die einzigen noch erhaltenen Stadtpost-Briefkästen in alter Gestalt.

In die Markenzeichnung übernahm Berri als Hauptmotiv des Briefkastens die schwebende Brieftaube, ein Symbol der Zuverlässigkeit und der Schnelligkeit; die Beschriftung war ihm vorgeschrieben, nicht aber ihre Anordnung. So entstand ein in seiner Art ganz ungewöhnliches Markenbild, das als Mittelpunkt weder Ziffer noch Wappen noch Königsbild, sondern das schlichte Wahrzeichen der Post aufwies. Als Symbol-Marke ist das Basler Täubchen ein typisches Kind der Biedermeierzeit. Die Bildfläche (18½ mm : 20 mm) zerfällt in ein größeres Rechteck unten und in ein kleineres oben: das untere bietet einem dunkel-karminroten Schild (beim ersten Entwurf: ziegelrot) Raum, über dem die erwähnte, einen Brief im Schnabel tragende weiße Taube in Relief schwebt.

Den untern Teil des Schildes umrahmt die Inschrift: *Stadt-Post-Basel.* Links davon in der Ecke findet sich die Wertbezeichnung 2½ und rechts die Abkürzung RP (Abkürzung für Rappen). In der Mitte des oberen Rechtecks thront das Stadtwappen, der schwarze Baselstab. Dem gewiegten Philatelisten fallen als Besonderheiten des echten Basler Täubchens auf: In der Abkürzung RP berührt das R die innere Markenumrandung nicht, der Punkt hinter dem P steht in halber Höhe, das L in BASEL neigt sich, von der Schriftrichtung abweichend, stark nach links. Die Marke wirkt durch ihre Geschlossenheit in Zeichnung und Farbe als klassisches Vorbild. Zierlichkeit und dekorative Schärfe zeichnen sie aus. Vor allem aber verrät das fliegende Täubchen eine gewisse innere Ruhe, die den Beschauer sofort für sich einnimmt.

Die technische Ausführung des Basler Täubchens lag in den Händen der Firma Krebs in Frankfurt a. M. Namens der Postkommission beauftragte Berri am 29. Januar 1845 unter Beifügung seines Entwurfes diese Druckerei mit der Herstellung der Matrizen; dabei ließ er dem Drucker die Wahl, ob die Taube über blauem, grünem oder rotem Grund schwebe, legte ihm aber als besonders wichtig ans Herz, daß der Kopf des Baselstabes unbedingt nach links schauen müsse. Zum erstenmal wagte man es, Briefmarken in dreifarbigem Prägedruck herzustellen, wobei das modernste Druckverfahren, die Stereotypie, Anwendung fand. Die Druckbogen, bestehend aus je 40 Marken, konnten in kleinere Teile zerschnitten werden; noch dachte niemand an die Möglichkeit, die Marken zu zähnen und so das Herauslösen einzelner Stücke zu erleichtern. Das Postamt beabsichtigte, nicht Einzelmarken, sondern bloß ganze, halbe oder Viertelsblätter zu verkaufen. Die erste Auflage betrug 522 Bogen = 20 880 Stück und wurde am 18. Juni 1845 in Basel abgeliefert. Die Kosten beliefen sich auf 198 Pfund 16 Schilling und 2 Denare. Offensichtlich spiegelt diese verhältnismäßig kleine Auflagezahl die Skepsis wider, mit der selbst die Postbehörden der Einführung der neuen Frankomarken entgegenblickten. Verglichen damit ließ Genf eine bedeutend größere Zahl Briefmarken drucken, näm-

lich 1843 60 000 Stück Doppel-Genf (ein Stück kostet heute rund 10 000 Franken), 1845 gar 120 000 Stück Kleine Adler.

Die Basler Oeffentlichkeit wurde erst am 30. Juni 1845 durch eine unscheinbare Publikation in der Tagespresse auf die langvorbereitete Neuordnung der Stadtpost aufmerksam gemacht. Der heutige Leser jener umständlichen Orientierung kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er erkennt, welche Mühe es dem Postamt bereitete, dem Publikum den Umgang mit Briefmarken beizubringen. Trotz der nicht mehr zu überbietenden Ausführlichkeit kam es offenbar zu Mißverständnissen, die eine ergänzende Zeitungspublikation erforderten. Die öffentliche Geburtsurkunde des Basler Täubchens hatte folgenden Wortlaut: «Vom 1. Juli an läßt das Postamt den neuorganisierten Stadt-Postdienst in's Leben treten. Demzufolge eingerichtet werden: Zu mehrerer Bequemlichkeit eines E. Publikums können von nun an auch vermittelst gedachter Einlagen Briefe, welche für Basel Stadttheil bestimmt sind, franco aufgegeben werden, so daß sie portofrei dem Adressaten zukommen. Zu dem Ende haben sich diejenigen Personen, die diese Anordnung zu benutzen wünschen, mit Francozettelchen zu versehen, welche beim Postamt (im Distributionsbüro) je 20 Stück zu 5 Batzen erhältlich sind. Von diesen Zettelchen wird je eines an jeden innerhalb der Stadt zu bestellenden Brief bis 1 Loth schwer angeklebt, an schwerere Briefe oder solche, die im Stadtbann oder den drei Landgemeinden zu bestellen sind, sind deren zwei aufzukleben. Umgekehrt sind Briefe aus den Landgemeinden nach der Stadt im Franco Falle ebenfalls mit zwei Zettelchen zu versehen. Das Ankleben geschieht vermittelst einfacher Benetzung der Zettelchen auf der Rückseite und Andrücken derselben auf der Adreßseite des Briefes links oben.»

Auf die Einführung der Frankomarken reagierten die Postbenützer keineswegs mit einem Sturm auf den Schalter im Posthaus an der Storchengasse (heute Stadthaus), auch nicht mit vermehrter Benützung der Post für ihre Stadtkorrespondenzen, wie die Postbehörden wohl erwartet hatten. Im Gegenteil: Niemand interessierte sich für das ungewohnte

Zahlungsmittel, so daß die Post alle Mühe hatte, die Briefmarken abzusetzen. Der tägliche Umsatz betrug kaum mehr als 30 Stück zu 2½ Rappen, und nichts ließ zu diesem Zeitpunkt den dereinst hohen Sammelwert des Basler Täubchens erahnen. Der Markenverbrauch blieb so gering, daß vom Druck der ersten Auflage an mehr als zwei Jahre verstrichen, bis weitere 515 Blätter = 20 600 Stück als zweite Auflage bei Krebs in Frankfurt a. M. bestellt werden konnten. Es ist das Verdienst A. Abeles, die Höhe und das Datum der in Philatelistenkreisen lange umstrittenen zweiten Auflage glaubhaft nachgewiesen zu haben. Für die Briefmarkensammler ist von Bedeutung, daß sich diese zweite Serie Basler Täubchen von der ersten drucktechnisch unterscheidet, indem die Marken in den Ecken anstelle eines deutlich blauen, einen stark gegen grün hintendierenden Untergrund aufweisen; ferner sind die Ornamente im allgemeinen weniger ausgeprägt.

Wenn wir nach den Gründen für die geringe Nachfrage nach den Basler Täubchen forschen, stoßen wir zuerst auf die allgemeine Abneigung der Postbenützer gegen die Uebernahme des Portos durch den Absender. Seit Menschengedenken war es bräuchlich, die Briefe unfrankiert zur Post zu bringen oder in den Briefkasten zu werfen; nun sollten, wenn auch nicht allgemein, so doch wenigstens in vermehrter Zahl die Briefe franko abgesandt werden, hauptsächlich um die Arbeit der Post zu vereinfachen. Diese einschneidende Aenderung ließ sich aber kaum auf kurze Sicht durchsetzen, obschon sich offenbar das Publikum der Einsicht nicht verschloß, daß mit dem bisherigen Zahlungssystem bei zunehmendem Verkehr doch nicht mehr auszukommen war. Auch die Geschäftsherren ließen sich trotz den schönen Basler Täubchen und der verlockenden Portoreduktion nicht dazu bringen, die Post mehr als bisher zu berücksichtigen, war es für sie doch weit bequemer, durch ihren Ausläufer die Stadtbriefe raschestens dem Empfänger übergeben und dessen Antwort ebenso prompt zurückerhalten zu können. Dagegen wußten die deutschen Rheinschiffer, welche regelmäßig Briefe aus Frankfurt und den rheinischen Städten mitbrachten, das Basler Täubchen

mehr zu schätzen. Sie bedienten sich seiner für die Weiterbeförderung ihrer Korrespondenz innerhalb Basels, dessen Gassen und Straßen sie zu wenig kannten, um die Empfänger selbst aufsuchen zu können. So ist zu erklären, warum viele der heute noch erhaltenen Stadtpost-Briefmarken als Frankatur auf westdeutschen Geschäftsbriefen zu finden sind.

Vielleicht hätte das Basler Täubchen endlich auch in den Kreisen unserer Stadt mehr Anklang gefunden, wenn ihm eine längere Umlaufzeit beschieden gewesen wäre. Doch schon als die zweite Auflage erschien, war dieser Marke, soweit sie als Postwertzeichen dienen konnte, das Todesurteil gesprochen. Im folgenden Jahr 1848 ging das Postwesen Basels, wenn auch zunächst nur rechtlich, an die Eidgenossenschaft über, und damit verloren die Kantonalmarken ihre Daseinsberechtigung. Aus der zweiten Auflage fielen dem Bund noch 12 320 Stück zu. Die restlichen Exemplare, die sich noch in privaten Händen befanden, sollten ihren Umlaufwert bis zum Jahre 1854 behalten; doch tauchten solche Täubchen neben den neuen eidgenössischen Marken nur noch vereinzelt als Frankaturen auf. Ist es Fügung eines ironischen Schicksals, daß das Los jenes von der Eidgenossenschaft übernommenen Postens Basler Täubchen in Dunkel gehüllt ist? Zwar wurden, wie aus damals aufgenommenen Protokollen hervorgeht, die eingezogenen Kantonalmarken innert zwei Malen von der eidg. Postverwaltung vernichtet; doch sind darin gerade die Basler Täubchen nicht als Opfer verzeichnet. Die Phantasie der Sammler mag sich im Gedanken ergehen, welche Aufregung sich der Philatelistenwelt bemächtigen würde, wenn die vermißten 12 320 Basler Täubchen eines Tages doch noch in irgendeinem versteckten Winkel entdeckt werden könnten!

Damit ging die wenig ruhmvolle Geschichte des Basler Täubchens als Briefmarke mit Umlaufwert zu Ende. In krassem Gegensatz dazu steht die nachherige Entwicklung dieses Postwertzeichens zu einem der begehrtesten Sammelobjekte der Welt. Eine gewisse Beziehung zwischen der geringen Beachtung des Basler Täubchens, solange es im Umlauf war, und dem späteren hohen Sammelwert ist leicht zu erkennen.

Gerade die durch die Abneigung des Publikums bedingte kleine Auflagehöhe trug wesentlich zur nachherigen Seltenheit und damit zur Wertsteigerung dieser Marke bei. Ebensosehr dürfte aber auch die ästhetische Wirkung des Markenbildes den Sammelwert beeinflußt haben, denn der Sammler schätzt am Basler Täubchen nicht nur die Seltenheit, sondern auch das formschöne Markenbild, das in seiner Art unter den vielen Briefmarken einzig dasteht.

Zu einem finanziell interessanten Sammelobjekt wurde das Basler Täubchen erst ungefähr 45 Jahre nach seinem Erscheinen. Um 1850 besaß ein gestempeltes Exemplar überhaupt keinen Sammelwert. Wie wenig Beachtung dieser Marke selbst noch in den siebziger Jahren geschenkt wurde, bezeugt uns der damals bekannte Briefmarkenhändler Heinrich Wehrle [4], Uhrmacher an der Gerbergasse, der zu jener Zeit einmal in seinem Schaufenster zwei Basler Täubchen als Paar zum Verkaufspreis von sieben Franken wochenlang erfolglos ausgestellt haben will, bis die Sonne die Farben angriff und die Marken entstellte. Wehrle verkaufte in den siebziger und achtziger Jahren zwei- bis dreitausend Basler Täubchen in allen Preislagen. Um 1892 erzielte ein ungestempeltes Stück immerhin schon den Preis von 200 Franken, ein gestempeltes 125 Franken; im Laufe der folgenden dreißig Jahre erhöhte sich der Preis allmählich auf 2300 und 1200 Franken, und heute zahlt man für ein gestempeltes Basler Täubchen im allgemeinen die Kleinigkeit von 1400 Franken, während ein nicht entwertetes gar 2500 Franken erzielt. Der Sammelwert kann allerdings sehr stark von diesen mittleren Zahlen abweichen je nach der Beschaffenheit der Marke und nach der Stempelart und -farbe bei gebrauchten Exemplaren. Besonders gesucht sind die Stempel LBPH rot (die vier Buchstaben in den Ecken des Stempelrechtecks angeordnet) = Ligne Bâle par Huningue, ferner PP im Kreis in roter oder schwarzer Farbe, der schwarze Gitterstempel der eidg. Postverwaltung und der blaue Stempel FRANCO in einem Rechteck.

[4] Heinrich Wehrle-Wehrle (1855—1925), Gerbergasse 65, später 67 (heute Uhrenladen L. Galm).

In den hundert Jahren seines Bestehens ist das Basler Täubchen zu einem Begriff geworden, nicht nur für den Markensammler, sondern auch für jeden lokal- und landesgeschichtlich interessierten Bürger. Es erinnert uns an eine Zeit, die noch Muße fand, selbst eine weitgehend verkehrsorientierte Neuerung, ein aus sachlichen Erwägungen heraus entstandenes Briefzeichen vom ästhetischen Gesichtspunkt aus zu gestalten. Für diese Welt bedeuteten Verkehrstechnik und was mit ihr verbunden war: lebendiger, vertrauter Gegenstand, nicht dunkeldrohende, seelenlose Materie. Das Basler Täubchen versinnbildlichte dergestalt die würdevolle Ruhe einer Epoche, die schon zum Sterben verurteilt war, gleichzeitig aber wies es als technische Neuheit den Weg in ein neues, ruheloses Zeitalter.

Quellen. Da die Postakten des Basler Staatsarchivs nur ein mangelhaftes Bild von der Entstehung des Basler Täubchens vermitteln, war es unumgänglich, so weit möglich, private Aufzeichnungen zur Ergänzung heranzuziehen; dazu gehören Berris Kopierbuch und Planskizzen aus dem Lendorff-Berri-Archiv sowie die Korrespondenzen Joh. Bernoullis aus dem Bernoullischen Familienarchiv. Einen großen Teil der dieses Thema beschlagenden Akten machte A. Abele durch seine Studie «die Basler Taube» (Sonderdruck der Schweiz. Briefmarken-Zeitung Nr. 6/7, 1945) erstmals der Oeffentlichkeit bekannt, wogegen der Essay von M. Seiler «Das Baslertäubchen» (Mskr. StAB) im wesentlichen Reminiszenzen bietet. Für einige interessante Mitteilungen über Postdirektor Bernoulli bin ich Fräulein Eva Bernoulli, seiner Urenkelin, zu Dank verpflichtet.